

Freudentaler Fluchtgeschichten früher & heute



Ein Projekt
im Rahmen des
FSJ Kultur
im Pädagogisch-Kulturellen
Centrum Ehemalige Synagoge



Freudental
in Kooperation mit der
Gemeinde Freudental



Flucht ist für Freudental schon immer ein Thema gewesen. Die Deportation der jüdischen Mitbürger sowie ihre Flucht nach USA, Israel oder Guatemala sind in den Freudentaler Adressbüchern gut dokumentiert.

Seit Ende des 2. Weltkrieges sind sehr viele Menschen aus unterschiedlichsten Gründen nach Freudental gekommen. Heimatvertriebene fanden hier eine neue Heimat, genauso wie Menschen, die aktuell aus ihrem Geburtsland geflohen sind. Hierfür stehen die symbolischen Bilder.



Dieses Projekt stellt persönliche Fluchtgeschichten von früher und heute dar. Dabei werden vielfältige Parallelen deutlich. So soll Verständnis für die aktuelle Situation der Flüchtlinge geschaffen werden.

Mehr als 12 Millionen Heimatvertriebene

Zu den Heimatvertriebenen, die die ehemaligen deutschen Ostgebiete nach 1945 verlassen mussten, zählen sich Erika Traichel sowie die Schwestern Anna Guldner und Berta Gunsch.

Berta Gunsch, Jahrgang 1935 und die ein Jahr jüngere Anna Guldner wurden in Rumänien, in der Bukowina geboren, einem Gebiet das heute aufgeteilt ist zwischen Rumänien und der Ukraine. Die Vorfahren der Familie kamen ursprünglich aus Niederbayern. Daher zählten sie sich zu den Rumänien-Deutschen. Insgesamt waren sie daheim 6 Kinder. 1940 wurde die Familie nach Oberschlesien umgesiedelt und so „Heim ins Reich“ geholt, wie der damalige Slogan der NS-Propaganda lautete. Berta Gunsch kann sich sogar noch an die Antwort des Vaters erinnern, als sie ihn in Rumänien fragte, warum er eine riesige Kiste zusammennagelte: „Wir ziehen nach Deutschland um, weil wir Deutsche sind!“ In Rumänien ließ die Familie den Hof zurück, wo der Großvater eine Baufirma gehabt hatte. Anna Guldner erzählt: „Wir sind 1940 aus Rumänien nach Oberschlesien weggegangen ... Wir waren dann zweieinhalb Jahre in Oberschlesien und dann kam ja der Krieg.“

Erika Traichel wurde in St. Peter in Ungarn geboren. Die Familie hätte, um in Ungarn bleiben zu dürfen, die ungarische Staatsbürgerschaft annehmen müssen. Dazu war aber ihre Mutter nicht bereit. Erika Traichel: „Meine Eltern und meine Vorfahren waren ja alle aus Deutschland. Die haben ihr Deutschtum auch in Ungarn bewahrt. Die haben alle Deutsch miteinander gesprochen.“ 1945, 1946 musste die Familie – der Vater war im Krieg gefallen – ihre Heimat verlassen. Mitnehmen durften sie nur Kleingepäck. Erika Traichel erzählt, dass sie in einen Zug verfrachtet wurden. Irgendwann sei die Familie im Lager gelandet und von dort mit dem Laster nach Kleinsachsenheim gebracht worden. Dort wurden sie vom Bürgermeister zwangseingesetzt. „Wir haben bei einer Familie gewohnt, da hat die Oma unten mitgewohnt ... Die hat uns immer mal was zukommen lassen. Nur ihr Sohn hat davon nichts wissen dürfen.“ Nach einer Weile sei die Familie erfolglos auf Wohnungssuche gegangen. „Kein Mensch hat uns haben wollen. Als die meine Mutter und zwei kleine Mädchen gesehen haben: »Nein es ist alles schon besetzt!«“ Schließlich kam die Familie ins Armenhaus, wo noch andere Flüchtlinge lebten. Dort blieb sie bis zur Hochzeit 1962. Geprägt durch diese Zeit fasste Erika Traichel den Entschluss, später in einem eigenen Haus zu leben.

Die Familie der Schwestern Guldner und Gunsch musste 1944 vor den Russen fliehen. Von der Flucht sind den beiden noch das brennende Wien und die ersten Flieger in Ostpreußen in Erinnerung. Die Flucht erfolgte im Güterwaggon nach Österreich. Dort lebte die Familie 10 Jahre lang. „Dann hat es geheißen: »Ihr seid Deutsche. Ihr müsst, wenn ihr in Österreich bleiben wollt,

die Österreichische Staatsbürgerschaft erkaufen.«“, erzählt Anna Guldner. Das hätte viel Geld gekostet. Der Vater sorgte dafür, dass die Familie nach Ludwigsburg kommen konnte. Dort lebten sie eineinhalb Jahre lang im Lager. Von dort erfolgte der Umzug nach Freudental. Die Ankunft im Ort lief nicht reibungslos, wie Anna Guldner berichtet: „Die Frau M. – so hat die geheißen – hat uns nicht reingelassen. Die Wohnung war eigentlich für uns. Sie hat unten gewohnt und wir haben oben gewohnt. Dann kam Polizei, damit wir überhaupt da rein konnten.“ Nächste Station war das Rathaus von Freudental. Dort stellte Frau T. der Familie einen Abstellraum als Wohnung zur Verfügung. Die Vermieterin wurde für die Kinder eine Art Ersatzmutter. Die Familie wurde dort auch schnell heimisch. Nach Rumänien wollten die Eltern nicht mehr zurück.

Beide Schwestern heirateten und zogen aus dem Elternhaus aus. Berta Gunsch blieb in Freudental. Sie bekam zwei Kinder und hat inzwischen eine Enkelin. Anna Guldner wurde ebenfalls zweimal Mutter und lebte 10 Jahre lang in Hannover, bevor sie nach Freudental zurückkehrte. Nach dem Tod ihres Mannes zog sie nach Besigheim.

Insgesamt habe sie von der angespannten Atmosphäre der Alteingesessenen gegenüber den Heimatvertriebenen nicht so viel mitbekommen, meint Erika Traichel. Einzig ein paar wenige Erlebnisse seien ihr im Kopf geblieben. Eines Tages sei sie beim Ähren lesen auf dem Acker vom Bauern erwischt worden. Der habe sie mit den Worten „Ihr Zigeuner: Ihr braucht ja nichts!“ fortgejagt. Rückblickend sagt Erika Traichel über diese Zeit: „Ich habe heute noch Hunger. Das ist alles von früher. Ich habe aber alles gut überstanden und bin glücklich und zufrieden.“

Zur Frage der beruflichen Ausbildung meint Erika Traichel: „Früher war es so: Da ist man in die Fabrik zum Geld verdienen gegangen. Da hat man keinen Beruf gelernt.“ Mit 14 Jahren begann sie bei Salamander in Kornwestheim im Akkord zu arbeiten – neben dem abendlichen Besuch auf der Handelsschule. Danach arbeitete sie im Büro als Stenotypistin. Erika Traichel fasst so zusammen: „Das war der zweite Bildungsweg. Der erste war nicht möglich.“ Deshalb war es ihr wichtig, dass alle ihre Kinder studierten oder eine Ausbildung absolvierten.

Sehr emotional erlebte Erika Traichel den Mauerfall und die anschließende Wiedervereinigung 1989/1990. Es entstand die Möglichkeit Verwandte ihres Mannes zu besuchen. Seitdem war sie auch ein paar Mal in St. Peter zu Besuch. „Ich habe Gänsehaut gekriegt. Meine Schwester war dabei. Wenn man sagt, dass das unser Haus sei, habe ich immer gedacht: »Ich spüre eigentlich gar nichts. Weil ich erst 5 war.«“ Das Elternhaus sei ein schmales Haus gewesen. Einen Hof haben sie auch noch gehabt. Mehr wisse sie jedoch von damals nicht mehr.

Nach dem Begriff „Heimat“ gefragt, zögert Erika Traichel nicht lange: „Heimat ist für mich Freudental.“

Hier bin ich heimisch geworden. In Kleinsachsenheim war ich noch ein Kind, da war alles so verworren und nicht gut. Aber hier bin ich aufgeblüht und für mich ist Freudental Heimat. Nie würde ich irgendwo anders hinziehen!"

Auch Anna Guldner antwortet ohne lange zu zögern auf die Frage, was für sie Heimat sei: „Ja! Für mich ist meine Heimat Österreich. Da bin ich in die Schule gegangen. Oberschlesien war für mich nur eine Zwischenstation.“ Geboren sei sie zwar in Rumänien. Erinnern könnte sie sich im Gegensatz zu ihrer Schwester nicht mehr daran. Sie seien auch von den Österreichern gut aufgenommen worden. „Wir haben den niederbayerischen Dialekt gesprochen, der auch in Rumänien gesprochen wird. Und in Österreich haben sie gesagt: »Ihr sprecht ja wie wir!«“ Deswegen haben beide Österreich seitdem oft besucht. Nach Rumänien und Oberschlesien zog es sie nicht mehr.

Was die heutige Situation angeht, vertritt Erika Traichel eine differenzierte Meinung: „Erst habe ich mich auch sehr gefreut, dass die Merkel so großzügig ist und alles. Und mich freut es heute einerseits schon, wenn ich sehe, wie sich manche abschotten. Das finde ich gar nicht gut. Aber ich denk mal, irgendwann müssen wir dem Ganzen ein bisschen Einhalt gebieten. Wie sollen wir das schaffen?“ Sie ist bereit, den Flüchtlingen zu helfen, hat aber Sorgen, dass die Anzahl der Flüchtlinge eine Überlastung mit sich bringt. Den Hass gegen Asylbewerber erklärt sie sich damit, dass der größtenteils aus dem Osten der Republik kommt und die Ostdeutschen immer schon anders gewesen seien.

Darauf angesprochen, ob sie sich wegen der momentanen Ereignisse an ihre eigene Flucht zurück erinnert, sagt Erika Traichel: „Sehr oft ... Ich weiß, was das heißt!“ Es bestehe aber ein Unterschied, jetzt Flüchtling zu sein oder nach dem Krieg Flüchtling gewesen zu sein. Nach dem Krieg hätten weder die Flüchtlinge noch die Deutschen viel gehabt.

Anna Guldner meint auf die heutige Situation angesprochen: „Das finde ich also auch nicht so richtig, was da in Ungarn passiert mit Stacheldrahtzäune machen. Die Leute müssen ja fliehen. Dass man die dann so abweisen muss, verstehe ich nicht. Ich finde: Denen muss geholfen werden. Das geht gar nicht anders.“ Auf der anderen Seite sollte man ihrer Meinung nach Flüchtlinge, die nicht vor Krieg und Armut fliehen, kein Bleiberecht geben. Das sei für sie kein Asyl. Für viele der Flüchtlinge sei ihrer Meinung nach die Lage heute gefährlicher als damals: „Wir haben das natürlich schnell vergessen. Uns ist es nicht so schlecht gegangen wie denen heute. Wir konnten ja aus Rumänien weg. Wir konnten noch ein paar Sachen mitnehmen und meine Eltern haben ja gleich ihre Arbeit gehabt ... Aber die kommen ja mit nichts hierher.“ Deswegen denke sie auch nur selten an ihre eigene Flucht zurück. Diese sei auch nur zum Teil mit der heutigen Situation vergleichbar.

Wer die DDR verließ, galt als Republikflüchtling

Auch aus der DDR kamen Menschen nach Freudental. Im DDR-Jargon gelten sie als „Republikflüchtlinge“. So Regina Hirsch und Manfred Saarmann.

„Ich bin Regina Hirsch und ich bin Flüchtling“, beginnt das Gespräch. 1943 wurde sie unter dem Mädchennamen Reith als jüngstes von 8 Kindern in Heldburg im Kreis Hildburghausen geboren. Ursprünglich kam die Familie aus Ostpreußen. Ihr Vater war Landwirtschaftslehrer. Die Eltern waren katholisch und sahen den nach sowjetischem Vorbild eingeführten Sozialismus sehr kritisch. 1949 wurde die Situation für die Familie äußerst dramatisch. „Da kam ein ehemaliger Schüler von meinem Vater und sagte: »Herr Reith, Sie müssen schnell abhauen! Die Russen wollen Sie morgen abholen!«“ Warum die Russen ihren Vater abholen wollten, wurde nie geklärt. Sie mutmaßt, dass es etwas mit seiner früheren Mitgliedschaft in der Zentrums- (Vorläuferpartei der CDU) zu tun gehabt haben könnte.

Der Vater floh daraufhin über die nahe, damals noch offen Grenze nach Hessen zu seiner Schwester. Den Kontakt mit der Familie hielt er über seine Söhne. Diese betätigten sich als Fluchthelfer und Grenzschmuggler. So konnte er der Familie immer ein wenig Geld zukommen lassen. Dies war auch dringend nötig, nachdem wegen der Flucht des Vaters alle Bezugsscheine gestrichen worden waren und Frau und Kinder ohne staatliche Unterstützung dastanden. Als irgendwann angekündigt wurde, dass die Familie die Bezugsscheine wieder bekommen sollte, habe sie, Regina, in der Schule sehr vorlaut gesagt: „Meine Mutter hat gesagt: »Den Ostzonendreck brauchen wir nicht!«“ Dieser Ausspruch bedeutete für die Mutter Einbestellungen zum Schulleiter und in die russische Kommandantur. Daraufhin reiste die Familie 1952 aus der DDR aus. Die Mutter sowie die vier jüngeren Kinder legal, die vier älteren Geschwister illegal als sogenannte „Republikflüchtlinge“.

Manfred Saarmann wurde 1937 in Rüdersdorf bei Berlin geboren. Seine Eltern besaßen eine Landwirtschaft in Lichtenow in Brandenburg, auf der er seine Jugendjahre verbrachte. 1942 wurde seine jüngere Schwester geboren. Der Vater fiel ein Jahr später im Krieg. Die Mutter musste den landwirtschaftlichen Betrieb alleine weiterführen, was auf Dauer jedoch nicht möglich war. 1946 heiratete sie erneut. Ab 1952 wurden nach sowjetischem Vorbild die landwirtschaftlichen Betriebe in „Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaften“ (LPGs) umgewandelt. Dadurch kam es zum Zwangszusammenschluss von Bauern und deren Produktionsmitteln. „Um das zu erreichen, wurden hohe Sollerträge oder Sollauflagen vom Staat an die Landwirtschaft und an die Eigentümer gegeben, die nicht zu erfüllen waren. Für viele Landwirte, das war nicht nur bei uns so, war es hier nicht mehr möglich in der DDR zu bleiben, weil hier die Möglichkeit auch nicht ausgeschlossen war, dass man bei Nichterfüllung der

Sollvorschriften und Sollvorgaben eingesperrt wird", erinnert sich Manfred Saarmann an die damaligen Gegebenheiten. Seine Mutter und der Stiefvater kamen daraufhin zum Schluss, dass es das Beste ist, die DDR zu verlassen. Manfred Saarmann und seiner Schwester wurde der Plan am Abend zuvor mitgeteilt. Die Flucht erfolgte getrennt voneinander. Als gemeinsamer Treffpunkt wurde Westberlin vereinbart. Saarmann, zu diesem Zeitpunkt fast 16 Jahre alt, floh gemeinsam mit seiner 11-jährigen Schwester. Sie nahmen die S-Bahn nach Westberlin, die damals das geteilte Berlin noch über die Zonengrenzen hinweg verband. Die Mutter kam mit dem Großvater nach. Der Stiefvater verließ die DDR schließlich alleine. Mitnehmen konnten sie keine Möbel, sondern nur eine Tasche.

Regina Hirschs Mutter hatte zuvor gegenüber der Gemeindeverwaltung und den Russen durchgesetzt, dass die Familie Möbel mitnehmen durfte. Schmerzhaft war, die Großeltern zurückzulassen, die nach ihrer Flucht aus Ostpreußen nicht erneut ihre Heimat verlassen wollten.

In Hessen wurde die Familie gut aufgenommen. Die älteren Geschwister seien schon im heiratsfähigen Alter gewesen und auch sie habe gleich Freunde gehabt. „Wir wurden also gut aufgenommen. Ich hatte gleich Kommunion und da brachten uns die Nachbarn Mehl, Butter, Milch und was man so zum Kuchen backen braucht ...“, erzählt Regina Hirsch. Auch, wenn einem unterschwellig schon mitgeteilt worden sei, dass man anders sei und immer auch Kleider und andere Sachspenden bekommen habe, was nicht immer schön gewesen sei. Dadurch wurde einem bewusst, dass man ärmer als die anderen war.

Familie Saarmann kam in Berlin für 2-3 Wochen in ein Auffanglager. „Wir wurden nach 14 Tagen bis 3 Wochen anerkannt, dass wir hier aus zwingenden Gründen die DDR verlassen haben und verlassen mussten. Als Anerkennung haben diese Personenkreise einen sogenannten Flüchtlingsausweis bekommen. Auch ich habe einen Flüchtlingsausweis C, der diesem Personenkreis hier auch gewisse Erleichterungen im Westen brachte. Zumindest bei den weiteren Abläufen“, erzählt Saarmann. Von Berlin wurde man nach Hannover ausgeflogen. In Berlin war noch die Zuteilung auf die einzelnen Bundesländer erfolgt, für Familie Saarmann nach Baden-Württemberg. Die Mutter wollte aber nach Nordrhein-Westfalen, wo Verwandte lebten und aufgrund des Bergbaus die Berufsaussichten besser waren. Die Mutter schaffte es, dass die Zuweisung geändert wurde. Da aber Nordrhein-Westfalen mit Flüchtlingen überfüllt war, musste die Familie erst einmal für ca. 3 Wochen nach Bayern. Danach kam die Familie in Effeln, Kreis Lippstadt in Westfalen an.

Im erzkatholischen Westfalen hatte es die Familie als Protestanten nicht leicht, wie Saarmann erzählt: „Da waren erst einmal von der Religion große Vorbehalte gegenüber diesem Personenkreis, also gegenüber uns. Und dann auch nach dem Motto: »Was wollen die eigentlich hier? Wo kommen die her? Was haben die hier

zu suchen? Wir wollen unsere Ruhe haben! Wir wollen mit denen da nichts zu tun haben!« Vor allem die Erwachsenen litten darunter, dass lange Zeit kein Kontakt mit den Nachbarn zustande kam. Immerhin habe sich die Einstellung der Familie, bei der sie untergekommen waren, durch die tatkräftige Mitarbeit von Seiten der Familie Saarmann auf dem Hof mit der Zeit gebessert.

Für Manfred Saarmann stand fest, dass er eine landwirtschaftliche Ausbildung macht. Der Familienbetrieb in Lichtenow / Brandenburg war bereits nach dem Tod des Vaters auf ihn übertragen worden. Mit 16 Jahren verließ er die Familie und ging ins 150 km entfernte Brünnen bei Wesel am Niederrhein. Anschließend war er bis 1959 landwirtschaftlicher Verwalter. Ihm lag sogar das Angebot vor, als Verwalter einer LPG in die DDR zurückzukehren. „Dann habe ich gemerkt, dass eine Rückkehr in die DDR nicht mehr möglich ist. Die Fronten hatten sich stark verhärtet und ich musste umdenken und hier einen anderen Berufsweg einschlagen.“ So kam er 1963 nach Stuttgart. Hier arbeitete erst bei der Reichsbahn und anschließend als Verwaltungsangestellter bei der Landesversicherungsanstalt. Über Bietigheim-Bissingen kam er schließlich 1976 nach Freudental.

Auf die Frage, was Heimat für sie ist, antwortet Regina Hirsch weit ausholend: „Was ist Heimat? Wir haben in dem Sinne keine Heimat Ich verbinde Heimat halt mit dem Heimathaus. Aber das hatten wir halt nicht. Das hatten weder mein Vater noch meine Mutter.“ Ostpreußen, wo die Mutter hergekommen war, sei zerstört gewesen. Und Thüringen sei auch keine Heimat geworden. In Baden-Württemberg lebe sie am längsten. Aber Heimat sei das für sie auch nicht. Thüringen hätte sie öfters besucht. Zum Glück sei es unter der Regierung von Brandt zu Erleichterungen in Form des kleinen Grenzverkehrs gekommen. Dadurch konnte sie sich, gemeinsam mit ihrem Mann Willy Hirsch, auf die Spuren der Großeltern machen. „Nach Heldburg, Kreis Hildburghausen, was auch ein bisschen Heimat von meinen Geschwistern und mir war, konnten wir gar nicht hin, weil das Zonenrandgebiet war. Das war Sperrgebiet.“

Seine Heimat hat Manfred Saarmann das erste Mal 1984 und gleich nach der Wende besucht. „Heimat ist für mich etwas noch ganz Großes ... Ich war gleich einer der ersten, die dann nach der Wende, wo man dann sozusagen ohne Kontrolle hinfahren konnte, der in seine ehemalige Heimat gefahren ist. Ich bin ja vorher da nicht hingegangen.“ Er fasste nach der Wende den Beschluss, die Rückübertragung des ehemals enteigneten Ackerlandes und des inzwischen sehr verfallenen Elternhauses zu beantragen und den Hofkomplex zu sanieren, was schließlich auch im Jahr 1992 geschah: „In diese Renovierung habe ich sehr viel Geld reingesteckt. Es mussten die Ruinen mehr oder weniger abgeräumt werden, die durch die Jahre zusammengefallen waren. Es kamen Straßenanbaukosten und es kamen Kanalisationen dazu.“ Er habe eine Zeit lang seine Urlaube dort verbracht und sich engagiert, was ihm von der Gemeinde auch hoch angerechnet worden sei. „Auch jetzt noch

hänge ich an dieser Heimat und ich wäre auch nach der Wende übergegangen. Ich wäre zurückgegangen, wenn die Familie mitgegangen wäre", erzählt Manfred Saarmann. Diese konnte sich jedoch nicht vorstellen, Freudental zu verlassen und nach Brandenburg zu ziehen. Er habe den Hof, der vier Wohnungen enthalte, schließlich notgedrungen vermietet. Im Jahr 2014 habe er dann das Grundstück verkauft, weil die Belastung aufgrund der hohen Entfernung von Freudental nach Lichtenow für ihn inzwischen zu hoch sei.

Auf die heutige Situation angesprochen meint Regina Hirsch, dass Deutschland den ankommenden Flüchtlingen erst einmal helfen müsse: „Wir haben - in unserem Grundgesetz steht es - ein Recht auf Asyl ... Da steht nirgendwo drin: Es dürfen nur so und so viele zu uns kommen." 1 Millionen Flüchtlinge seien zwar viel, aber im Vergleich zum Libanon und zu Jordanien würde Deutschland im Verhältnis zur Einwohnerzahl sehr wenige Flüchtlinge aufnehmen. „Man muss jetzt klotzen. Die Kommunen müssen jetzt von der Bundesregierung Geld bekommen. Da muss ein Masterplan her. Man darf die jetzt nicht alleine lassen. Sonst gehen die ganzen Ehrenamtlichen von der Stange. Da muss sich doch jetzt was tun." Außerdem müssten die hiesigen Bedürftigen vom Staat unterstützt werden, damit kein Neid gegenüber den Flüchtlingen entsteht. Sie unterstützt daher Angela Merkels Ansatz der europäischen Lösung und findet es lobenswert, dass sich diese von Horst Seehofer nicht in ihrem Ansatz beirren lässt. Zudem müssten die Staaten, die viele Flüchtlinge aufnehmen, von der EU finanziell unterstützt werden. Staaten wie Ungarn, die keine Flüchtlinge aufnehmen, sollten die Gelder gestrichen werden. Sie habe die Befürchtung, dass die EU daran zerbrechen könne. An ihre eigene Flucht denke sie nicht so sehr, wenn sie die Bilder von ankommenden Flüchtlingen heute sehe.

Manfred Saarmann erinnerte der Flüchtlingsstrom vom Sommer 2015 sehr an seine eigene Flucht, weshalb er sich gut in die Situation von heutigen Flüchtlingen hineinversetzen kann. Die Unterkünfte seien auch für ihn abscheulich gewesen und er habe damals auch nichts machen können, habe keine Schule gehabt und Vorbehalte hätte es wie gesagt gegen ihn auch gegeben. Er sieht jedoch auch einige Unterschiede zwischen seiner Fluchtgeschichte im Vergleich zur heutigen Situation: „Von der Menge her hatte Berlin damals mit Sicherheit, dieses kleine West-Berlin, mehr zu erledigen und abzuwickeln als jetzt zum Beispiel München, das ja an der Nähe zur österreichischen Grenze liegt." Zudem sei der Abfluss in den restlichen Teil Deutschlands schneller erfolgt und die Integration wäre aufgrund der gemeinsamen Sprache leichter gewesen. „Das dauert heute alles länger. Also es ist schon ein gewisser Unterschied da, aber uns ging es nicht besser", fasst Saarmann zusammen und fügt hinzu, dass damals jedoch im Gegensatz zu heute keine Häuser angezündet worden seien. Auf die Frage, warum Flüchtlinge insbesondere in Ostdeutschland abgelehnt werden, antwortet Manfred Saarmann: „Kann ich mir schon erklären. Man hat die Entwicklung mit den ausländerfeindlichen Einstellungen, schon bevor diese Flüchtlinge kamen, gesehen.

Die DDR hat natürlich nicht das mitgemacht, was wir mitgemacht haben. In den fünfziger Jahren sind die Italiener gekommen, sind die Griechen gekommen, da sind nachher die Türken gekommen. Das war der größte Ansturm. Wir hatten hier schon eine Mischung im Westen. Der war im Osten nicht vorhanden."

Konflikte, Diskriminierung und politische Verfolgung

Dies sind immer schon Gründe gewesen, die Heimat zu verlassen. In Freudental können davon Linda Kaynak und Viola Krasniqi erzählen.

Linda Kaynak wuchs als jüngstes von vier Kindern im Osten der Türkei im Grenzgebiet zu Syrien auf, weshalb sie sowohl Türkisch als auch Arabisch spricht. Sie ist syrisch-orthodoxe Christin. Bis heute leiden Christen in der sehr muslimisch geprägten Türkei unter Diskriminierung und Verfolgung. Nach Deutschland floh die Familie 1990, fünf Jahre nach dem Tod des Vaters.

Für die Mutter war es unerträglich geworden, alleine in einem Land zu leben, in dem so viel Unterdrückung herrscht.

Viola Krasniqi kam vor über 20 Jahren aus dem auseinanderbrechenden Jugoslawien, aus dem Kosovo, nach Deutschland. Ihr Mann hatte vor der Verfolgung durch die Serben fliehen müssen. Sie war 23 Jahre alt, als sie beschloss, ihre Heimat ebenfalls zu verlassen, um zu ihrem Mann nach Deutschland zu gehen. „Wir konnten dort nicht weiter leben, weil ich eine verheiratete Frau bin und mein Mann in Deutschland und ich im Kosovo lebte. Ich konnte nicht lange dort bleiben ohne Arbeit zu haben." Für ihre Flucht 1995 nahm sie den Bus. „In der Zeit war es schwer hierher zu kommen. Wie viele Leute sind durch Wälder gelaufen und sind eine oder zwei Wochen im Wald geblieben. Vielleicht habe ich auch nur mehr Geld bezahlen können. Ich hatte einfach Glück und bin gut angekommen. Ich hatte einfach nur eine Tasche an der Hand mit", erzählt sie.

Auch die Familie von Linda Kaynak konnte bis auf ein wenig Kleidung und Erinnerungen in Form von Fotos nichts mitnehmen. Ihr Hab und Gut hatte die Familie zuvor verkauft. Ihr Ziel war Deutschland als stabileres und christlich geprägtes Land. Zur Debatte stand mit dieser Begründung auch Schweden. Die Wahl fiel auf Deutschland, weil in Göppingen ein Onkel lebte. Die Mutter zog es vor, einen Anlaufpunkt zu haben, um nicht irgendwo komplett neu anfangen zu müssen. Die Flucht - „oder eher Auswanderung" - erfolgte zu fünft von Istanbul aus mit dem Flugzeug in Richtung Deutschland. Hier wohnte die Familie erst einmal für circa zwei Wochen bei einem Onkel, bevor sie in Karlsruhe ihren Asylantrag stellte.

Die Familie wurde nach Bietigheim / Baden zugewiesen. Eine Verwandte holte die Familie schließlich nach Mühlacker. Dort lebten sie in einer städtischen Woh-

nung. Auf die Frage, wie sie Deutschland bei ihrer Ankunft erlebt habe, meint Linda Kaynak: „Für mich war es etwas ganz Neues! Erst als ich wusste, dass wir hier bleiben werden, konnte ich nachvollziehen, dass wir gar nicht mehr nach Hause zurückgehen werden.“ Sie hätten sich aus ganz vielen Sachen Spielsachen gebastelt und wären Fahrrad ohne Gummireifen gefahren. Sie habe die Zeit als sehr schön empfunden. Linda Kaynak besuchte für die ersten anderthalb Jahre zusammen mit ihren Geschwistern eine Vorbereitungs-klasse, um Deutsch zu lernen. Danach sei es bei ihr normal mit der 3. Klasse weitergegangen. Nach ihrer mittleren Reife im Jahre 2000 habe sie ein wenig gejobbt und mit 27 Jahren dann eine Ausbildung zur Verwaltungsangestellten in Mühlacker begonnen. Im Freudentaler Rathaus arbeitet sie seit September 2013 im Vorzimmer von Herrn Fleig. Sie sei in der Verwaltung zwar nichts Hohes, aber ihre Mutter sei trotzdem unglaublich stolz auf sie, weil diese nie gedacht habe, dass eines ihrer Kinder irgendwann einmal auf dem Amt arbeite.

Viola Krasniqi ist in Deutschland ebenfalls gut aufgenommen worden, erzählt sie. Ihr Mann, der seit 1992 in Deutschland lebte und vom ersten Monat an in Arbeit war, habe sie sofort angemeldet und alles für sie übernommen. Kurze Zeit später kam die erste von vier Töchtern auf die Welt. Im Jahr 2000 drohte der Familie Krasniqi die Abschiebung. Diese wurde aber ausgesetzt, da sie zu diesem Zeitpunkt zum zweiten Mal schwanger war. (Auch heute noch ist eine Schwangerschaft ein vorübergehendes Abschiebungshindernis.) Zum Glück für die Familie Krasniqi wurde zu dieser Zeit das Bleiberecht neu geregelt. In Deutschland durfte bleiben, wer mindestens acht Jahre hier lebte und davon zwei Jahre lang in Arbeit war, wobei diese Normen nur von einem der beiden Ehepartner erbracht werden mussten. Lange wohnte die Familie Krasniqi zu sechst in einer kleinen Wohnung. Die Möglichkeit, ein eigenes Haus zu kaufen, ergab sich, nachdem sie anfangs im Pädagogisch-Kulturellen-Centrum Ehemalige Synagoge als Hausmeisterin zu arbeiten. Dadurch konnte sie auch ihr Deutsch verbessern: „Das ganze Team, das wir im PKC waren, hat mir geholfen, weil ich die deutsche Sprache gar nicht konnte. Deswegen waren sie immer an meiner Seite, wenn ich etwas Falsches gesagt habe, und haben mich korrigiert.“

In die Türkei zurückkehren wollte die Familie von Linda Kaynak nicht mehr. Vor allem für ihre Mutter, erzählt sie, wäre das nicht zumutbar gewesen: „Diesen ganzen Stress hat sie nicht auf sich genommen, um wieder rüber zu gehen und dort weiter zu leben.“ Innerhalb des in der Türkei zurückgebliebenen Familienteils gäbe es unterschiedliche Meinungen darüber, ob man die Türkei verlassen solle oder als Christ weiterhin in einem muslimisch geprägten Land leben solle. Die jüngere Generation würde unglaublich gerne die Türkei verlassen. Aber zugleich sei es für diese ein schmerzhaftes Gefühl, ihre Eltern alleine daheim zurückzulassen. Sonst hätten ihre Cousinen wohl die Türkei schon längst verlassen. Heimat ist für Linda Kaynak „überall dort, wo man sich sicher fühlt und wo die Familie ist.“ Unter Familie

verstehen sie vor allem ihre Mutter und ihre Geschwister. Zur heutigen Situation vertritt Linda Kaynak die Auffassung, dass die hier ankommenden Flüchtlinge sich wie Gäste verhalten müssten. „Man muss sich anpassen. Das ist für mich das A und O! Ich meine: Es ist nicht schwierig. Wir haben es auch geschafft.“ Momentan seien die Erinnerungen an ihre Flucht besonders intensiv, obwohl ihre Auswanderung damals eher ein normaler Umzug gewesen sei.

Der Bundesregierung würde Linda Kaynak empfehlen, bei der Aufnahme Grenzen, was die Anzahl der Flüchtlinge betrifft, zu ziehen. „Ich finde, dass man die Flüchtlinge einfach in ganz Europa verteilen muss. Man muss Hilfe leisten. Man muss sie aufnehmen. Aber was das angeht: Man muss auch Rücksicht auf die Menschen nehmen, die im Land leben. Denn sonst fühlen die sich irgendwann auch nicht mehr wohl und sicher.“

Für Viola Krasniqi ist Deutschland im Allgemeinen und Freudental im Besonderen zur Heimat geworden: „Wir haben ein gutes Leben und mein Mann hat immer gearbeitet. Jetzt, nachdem vier Kinder in Deutschland geboren worden sind, ist Freudental für mich so etwas wie eine Heimat. Ich war 23 Jahre im Kosovo und lebe nun 20 Jahre in Deutschland: Ich kann das also miteinander vergleichen.“ Sie gehe gerne in den Kosovo zurück, um Urlaub zu machen. Aber sie fühle sich in Deutschland akzeptiert. Die Ereignisse im Kosovokrieg 1999 hätten sie sehr beschäftigt. Sie habe aus Angst um das Schicksal der im Kosovo gebliebenen Familie und wegen der Nachrichten über die Massaker des Krieges in 2 Monaten 13 Kilo abgenommen. Deswegen war sie auch froh, dass sie nach dem Ende des Krieges ihre Heimat besuchen konnte: „Für mich war das schwer. Meine beiden eigenen Häuser, in denen ich großgezogen worden bin, standen nicht mehr. Mein Vater ist im Krieg gestorben und mein Bruder ist verletzt worden. Und sie sind arm. Nicht so wie wir sie zurückgelassen haben. Sie leben einfach nicht so gehoben wie wir hier. Das war so hart für mich.“

Zur heutigen Situation meint sie: „Die Leute kommen für etwas Gutes. Niemand will im Krieg bleiben. Jeder hat Familie und Kinder und jeder möchte für Familie und Kinder das Beste. Deswegen nehmen sie den schnellen Weg. Es ist nicht einfach heute hierher zu kommen.“ Es seien viele, die aus der ganzen Welt nach Deutschland kommen. Als erstes würden die Neuan-kommenden die Erfüllung der Grundbedürfnisse, also Nahrung, Klamotten und eine Unterkunft, benötigen. Danach sei es wichtig, dass die Flüchtlinge Schritt für Schritt anfangen zu arbeiten. Angesprochen auf die Balkanflüchtlinge sagt Viola Krasniqi: „Es wird einfach jeden Tag besser, aber man muss sagen, dass es nicht so wie in Deutschland ist. Jetzt fliehen auch viele aus anderen Ländern vor dem Krieg nach Deutschland. Trotzdem denken die Leute: Deutschland sucht Arbeiter. Sie kommen hier her, um ein gutes Leben zu haben.“ Was sie gar nicht verstehe, sei, wie es Leute geben könne, die nach Deutschland gekommene Flüchtlinge hassen. Jeder sollte ihrer Meinung nach die Flüchtlinge auf sei-

ne Art und Weise unterstützen. Man müsse nicht miteinander im Hass leben. Sie sei jedenfalls sehr froh, nun schon 20 Jahre in Deutschland zu leben: „Ich bin überglücklich, weil ich in Deutschland lebe und wir zwar eine anspruchsvolle Arbeit haben, aber es trotzdem ein gutes Land ist.“

Der große Flüchtlingsstrom im Sommer 2015

Die meisten Menschen, die im Sommer 2015 nach Deutschland kamen, sind aus dem Kriegsgebiet Syrien geflohen, so wie die Familien Hasan und Suliman. Wenig bekannt ist die schwierige Situation in Pakistan, von wo Wahidgul Afridi flüchtete.

Die Familie Hasan wohnte direkt in Aleppo. Dort arbeiteten beide Ehepartner in einer Porzellanmanufaktur, Vater Halid in der Endkontrolle. 2011 mehrten sich die Unruhen, weswegen sie sich zur Flucht aus der Großstadt zu Verwandten in ein Dorf entschieden. Zu diesem Zeitpunkt waren die Kinder Muhammed und Dunia 1 und 4 Jahre alt. Wenige Tage später erfuhren sie, dass ihr Haus zerbombt worden war. Daraufhin machten sie sich zu Fuß auf den Weg in die Türkei.

Dort lebte die Familie in einem Dorf in der Nähe von Antep. Beide Eheleute arbeiteten zunächst als Erntehelfer bei der Olivenernte, bis Halid in einer Schuhfabrik in Antep eine Anstellung erhielt. Doch der Alltag gestaltete sich für die Familie schwierig. Das Geld reichte nicht aus und das türkische Schulsystem war für Dunia schlecht. Als Hewin 2015 erneut schwanger wurde, fasste die Familie den Beschluss, die Türkei zu verlassen und nach Europa zu gehen. Als sie im Oktober den beschwerlichen Weg starteten, war Hewin bereits im 7. Monat schwanger. Doch für ihre Kinder war sie bereit, diese riskante Flucht auf sich nehmen.

Begleitet wurden sie von Hewins Schwester und deren Mann. Leider überlebte dieser die Flucht aber nicht. Ihr Weg führte von Izmir in einem einfachen Schlauchboot über das Meer auf eine griechische Insel, von hier mit einer Fähre nach Athen. Bis Mazedonien konnten sie einen Bus nutzen, weiter ging es mit dem Zug bis kurz vor die serbische Grenze. Bis zum Kontrollposten gingen sie einen halben Tag zu Fuß. Dort angekommen wurden sie registriert und übernachteten in Zelten. Ansonsten erhielten sie aber keinerlei Hilfe oder Lebensmittel. Ein Bus brachte sie schließlich über Kroatien und Österreich nach Deutschland.

Familie Suliman lebte in dem syrischen Dorf Alhasaka. Dort arbeite Akram als Landwirt. Auch die Landbevölkerung wurde durch die zunehmenden Unruhen im Land verunsichert. Akram machte sich bereits im August 2012 allein auf die Reise in den Irak. Dort suchte er ein Haus sowie Arbeit. 7 Monate später folgte ihm seine zu diesem Zeitpunkt hochschwangere Frau Amina mit der damals 2-jährigen Tochter Navin. Auf diesem

Weg mussten sie eine lange Strecke zu Fuß gehen. Dabei waren sie in einer Gruppe mit anderen syrischen Flüchtlingen unterwegs. Helin kam im Irak zur Welt. Zwei Jahre später die dritte Tochter Yasmin.

Im Irak arbeitete Akram Suliman auf dem Bau. Hier erlitt er 2015 einen Arbeitsunfall. Dabei verletzte er sich schwer am Rücken und am Kopf und ist seither arbeitsunfähig. Somit verfügte die Familie über kein Einkommen mehr. Bereits in Deutschland lebende Familienangehörige schickten ihnen schließlich Geld. So konnte sich die Familie einen Flug nach Düsseldorf leisten. In Deutschland angekommen meldeten sie sich in einem Aufnahmelager in Dortmund, wo sie ca. zwei Wochen wohnte. Dann kam die Familie nach Freudental.

Der heute 28-jährige Wahidgul Afridi wohnte mit seiner Familie in einem kleinen Dorf im Nordwesten von Pakistan. Die nächste große Stadt ist Peschawar. Der Grund, seine Heimat zu verlassen, waren die kriegerischen Auseinandersetzungen in dieser Region. Eine Gefahr stellten die Taliban und viele kriminelle Gruppen dar. Die verfeindeten Gruppen haben es insbesondere auf Männer abgesehen, erzählt Wahidgul Afridi.

Er kam im Jahr 2013 nach einer langen Flucht von Pakistan nach Deutschland. Seine Mutter und die beiden Schwestern – der Vater ist bereits verstorben – musste er zurücklassen. Seine Flucht nach Europa habe lang gedauert, erzählt Wahidgul Afridi. Deswegen kann er sich nicht mehr an alle Details erinnern. Seiner Meinung nach sei die Route zu dieser Zeit schwerer als heute zu bewältigen gewesen, weil jetzt mehr Menschen unterwegs sind. Er berichtet insbesondere, dass er in Mazedonien und Serbien Probleme mit der Polizei gehabt habe und dort auch geschlagen worden sei. In Ungarn habe er etwa anderthalb Tage in einem Container mit 18 oder 19 anderen Leuten verbringen müssen. Schließlich sei er wieder zurück nach Griechenland gebracht worden. Irgendwie sei er schließlich nach Italien gekommen und von dort über Frankreich und Belgien nach Deutschland. In Frankfurt habe er sich schließlich bei der Polizei gemeldet mit den Worten „Ich will Asyl“.

Die Familie Hasan wurde bei der Ankunft in Deutschland von Hewins Schwester getrennt, nachdem sie in unterschiedlichen Bussen transportiert worden waren. Registriert wurde die Familie in Stuttgart und von hier nach Karlsruhe in ein Erstaufnahmelager gebracht. Aufgrund von Hewins Schwangerschaft erfolgte die Unterbringung in einer besseren Unterkunft des Roten Kreuzes in Karlsruhe. Als die Familie wiederum in ein anderes Erstaufnahmelager gebracht werden sollte und auf den Bus wartet, platzte bei Hewin die Fruchtblase. So kam ihre Tochter Limar am 8.12.2015 in Karlsruhe zur Welt. Wenige Wochen später, am 28. Dezember 2015 erfolgte die Umsiedlung nach Freudental. Auf der Fahrt hierher lernten sich die Familien Hasan und Suliman kennen.

In Deutschland fühlt sich Wahidgul Afridi gut aufgenommen. Schwierig sei es gewesen, einen Platz im

Sprachkurs zu bekommen. Nur an zwei Tagen in der Woche Schule zu haben, sei ihm zu wenig gewesen. Daher habe er beschlossen, daheim und im Kontakt mit den Menschen zu lernen. Dazu diene ihm auch die Arbeit bei Mc Donald's in Bietigheim. Sein Deutsch sei dadurch schon viel besser geworden.

Für Wahidgul Afridi ist Heimat Pakistan, weil er da den größten Teil seines Lebens verbracht habe, auch wenn es dort Probleme gegeben habe. Aber auch Deutschland sei nach drei Jahren schon ein wenig zur Heimat geworden. So wie die Deutschen ihm bei der Ankunft geholfen haben, möchte er auch den neuen Flüchtlingen aus Syrien helfen. Er hofft zudem, bald bei der Landeserstaufnahmestelle seinen Interviewtermin zu haben, auf den er schon lange warten müsse. Es sei jedoch für ihn in Ordnung, dass jetzt erst den Syrern geholfen wird, weil diese gerade die Hilfe eher benötigen würden.

Die Familien Hasan und Suliman leben in Freudental gemeinsam in einem Haus. Das Zusammenleben der Familien gestaltet sich sehr harmonisch. Alle fühlen sich in Freudental sehr wohl und sind dankbar, dass sie hier sein dürfen. Ihr großer Wunsch ist es, nun schnell die deutsche Sprache zu lernen, um sich noch besser integrieren zu können. Sie wollen hier arbeiten und ihren Kindern eine sichere Zukunft bieten. Daher wollen sie auch nach einem möglichen Ende des Bürgerkrieges nicht nach Syrien zurückkehren, sondern sich in Deutschland ein neues Leben aufbauen.

Was die Zukunft für ihn bringt, das weiß Wahidgul Afridi noch nicht. Das wisse nur Allah. Er sagt: „I'm working on my future!“. Er möchte nach vorne und nicht zurück blicken. Gleichzeitig habe er Angst, etwas falsch zu machen, während er an seinem Zukunftsplan arbeite.

Das Projekt „Freudentaler Fluchtgeschichten früher und heute“

Verknüpft ist dieses Projekt mit den Vorhaben des Arbeitskreises „Erinnern und Gedenken in Freudental“. In diesem arbeiten engagierte Bürger, Vertreter des Gemeinderates, die Kirchen, das Pädagogisch-Kulturelle Centrum Ehemalige Synagoge Freudental sowie Stefan Pross, Historiker und Journalist, Autor der Freudentaler Adressbücher, gemeinsam an einem Konzept zur Präsentation der Ortsgeschichte, die über die jüdische Geschichte hinausgeht.



Bürgermeister Alexander Fleig sowie die Leiterinnen des PKC Isolde Siegers (links) und Barbara Schübler (rechts) begrüßen Lukas Schultze-Melling im FSJ Kultur

Dafür hat Lukas Schultze-Melling während seines FSJ Kultur mit insgesamt 13 Personen, die nach ihrer Flucht in Freudental eine neue Heimat gefunden haben, Interviews geführt.

Dies sind sehr persönliche Berichte, weswegen nicht alle abgedruckt werden.

Die Gesamtschau soll Bewusstsein schaffen für die historische und aktuelle Situation des Ortes. Auch für die pädagogische Arbeit des PKC Freudental sind die Ergebnisse wertvoll.

FSJ ist die Abkürzung für Freiwilliges Soziales Jahr. Das FSJ Kultur ist ein Freiwilligendienst. Das Pädagogisch-Kulturelle Centrum Ehemalige Synagoge Freudental und die Gemeinde Freudental haben im Jahr 2015/16 erstmals gemeinsam eine Stelle FSJ Kultur geschaffen. Das Pädagogisch-Kulturelle Centrum Ehemalige Synagoge Freudental hat damit eine jugendliche Ansprechperson gewonnen, die vielfältige Anknüpfungen bietet.

Ein Jahr begleitet der / die FSJ'ler die historisch-politische sowie kulturelle Arbeit des PKC Freudental und der Gemeinde.

Auch in 2016/17 ist das Pädagogisch-Kulturelle Centrum Ehemalige Synagoge Freudental Einsatzstelle im FSJ Kultur.

Herausgeber:
Gemeinde Freudental und
Pädagogisch-Kulturelles Centrum
Ehemalige Synagoge Freudental
Strombergstraße 19 · 74392 Freudental
Telefon: 07143 24151 · mail@pkc-freudental.de
www.pkc-freudental.de

Bildnachweis: Fotolia.com, PKC Ehemalige Synagoge Freudental
Ausgabe: Juni 2016/1600